

Zur szientistischen Konstruktion der Geschlechterdifferenz im 19. Jahrhundert

Vier Publikationen zur ‚Körper‘- und ‚Sexualitäts‘-Geschichte

Die Geschlechtergeschichte hat sich während des letzten Jahrzehnts auf zwei neue Themenfelder eingeschrieben: die Geschichte des ‚Körpers‘ und der ‚Sexualität‘. Im radikalen Bruch mit der Historiographie der siebziger Jahre, die letztlich auf einen ahistorischen Körper und seine Sexualtriebe als Referenzobjekte verwies, wird in vielen neuen Arbeiten anti-biologistisch und anti-essentialistisch argumentiert: Der ‚Körper‘ und die ‚Sexualität‘ des Menschen seien flottierende soziale Konstruktionen. Rezente Formen des Körpererlebens werden als den historischen Leib-Erfahrungen inadäquate und die Untersuchung der Leib-Wahrnehmung früherer Jahrhunderte verfälschende Selektionsraster verstanden. Sieht man von vereinzelt Versuchen, sich der ‚realen‘ Leibhaftigkeit historischer Subjekte anzunähern ab,¹ so umkreist die moderne Körpergeschichte eine zentrale Fragestellung: Wie entstehen in unterschiedlichen sozialen Formationen ge-

schlechterspezifische Repräsentationen des Leibes als ‚Körper‘?

Der Soziogenese des bürgerlichen ‚Körpers‘ wurde bei der Thematisierung dieser Frage größte Aufmerksamkeit zuteil. Die Konstruktion des bürgerlichen ‚Körpers‘ sei nachhaltig durch die sich seit dem 18. Jahrhundert ausdifferenzierenden Humanwissenschaften vorangetrieben worden. Diese hätten einen neuen geschlechtertypischen ‚Körper‘ – im Zeichen einer neuen ‚Sexualität‘ – konstruiert und durch ihren wirkungsmächtigen Diskurs die Biologisierung und Naturalisierung der Geschlechterdifferenz nachhaltig beeinflusst.

Making sex, so könnte das Motto für eine Reihe von Publikationen zur (Re-)Konstruktion von ‚Körper‘ und ‚Sexualität‘ in der Geschichte lauten. Unter diesem Titel erschien im Jahr 1990 auch das jüngste Werk von Thomas Laqueur, Professor für Geschichte an der Universität Berkeley.

Die Übersetzung ins Deutsche liegt nun vor:

Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt am Main u. New York: Campus Verlag 1992.

Das Buch bleibt weit hinter seinem verheißungsvollen Titel zurück – ein Mißverhältnis, das bei nicht wenigen Abhandlungen zur Sexualitäts- und Körpergeschichte zu beobachten ist. Laqueur beschreibt vornehmlich die Repräsentationen des weiblichen Leibes und seiner Sexualfunktion in von Männern dominierten und auf den Mann bezogenen Wissenssystemen; das allerdings von der Antike bis ins 20. Jahrhundert und ohne eine nachvollziehbare regionale Gliederung oder Differenzierung.

Ausgehend von der Frage, warum der weibliche Organismus bis ins 18. Jahrhundert als Voraussetzung für die Empfängnis gegolten hat und mit der Aufklärung eine neue weibliche Sonder-„Sexualität“ eingeführt wurde, postuliert der Autor ein Zwei-Phasen-Modell der Konstruktion der Geschlechterdifferenz: Bis ins späte 18. Jahrhundert dominierte seiner Ansicht nach das „Ein-Geschlecht/Ein-Leib-Modell“, „(...) in dem Männer und Frauen entsprechend ihrem Ausmaß an metaphysischer Perfektion und ihrer vitalen Hitze entlang einer Achse angeordnet waren, deren Telos das Männliche war“. (S. 18) Das darauffolgende „Zwei-Geschlechter/Zwei-Leiber-Modell“ – entstanden in „einer er-

kennnistheoretischen oder einer soziopolitischen Revolution“ (S. 34) – hätte hingegen eine elementare Differenz zwischen Mann und Frau definiert und ihre Geschlechtercharaktere auf die Biologie, insbesondere aber auf die unterschiedliche Anatomie der Genitalien zurückgeführt.

Die Durchsetzung des neuen Modells kann nach Laqueur nicht durch einen Fortschritt im wissenschaftlichen Wissen erklärt werden (gab es doch jeweils auch andere, widersprüchliche Geschlechter-Modelle), sondern muß als Folge eines gesellschaftlichen und politischen Wandels interpretiert werden. Hier weiterzuforschen sieht Laqueur allerdings nicht als seine Aufgabe an und fordert weitere Detailstudien. Ute Frevert hat bereits auf dieses grundlegende Manko des Buches hingewiesen: „Die Kluft zwischen ‚Repräsentation‘ und ‚Realität‘ wird nicht geschlossen, eine Brücke zwischen Diskurs- und Gesellschaftsgeschichte nicht geschlagen.“²

Wenn Laqueur zum Beispiel über die „Erfordernisse der Kultur“ und die Vorstellungen über die Leiber der Geschlechter in der Antike schreibt, bleiben die sozialen Praktiken und Verhältnisse, die diese Repräsentationen stützten und tradierten, weitgehend unklar. Spätestens wenn sich der Autor aber vornimmt, für den Zeitraum von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum frühen 20. Jahrhundert (das Kapitel 6: *Sozialisierter Sexus*, S. 220–275) über den Zusammenhang von Politik, Kultur und Biologie „eine Reihe von Geschichten zu präsen-

tieren“ und diese „Geschichten“, Diskursbeiträge von Olympe de Gouges bis Sigmund Freud, selbstredend die soziale Konstruktion von ‚Sexualität‘ erklären sollen, erinnert sich der Leser/die Leserin an einen Satz aus dem Einleitungskapitel: „Dies sind Fragen, die ich meine Leser selbst zu entscheiden bitte – je nachdem, ob die Eindrücke, die sie von diesen Seiten gewinnen, zu dem passen, was sie selbst bereits über die gewaltigen Zeiträume wissen, von denen ich handle.“ (S. 37) Dem kann sogar ein wohlgesonnener Rezensent nichts mehr hinzufügen.

Im Vergleich zu Laqueurs Werk mutet Ludmilla Jordanovas Vorhaben zunächst recht bescheiden an:

Ludmilla Jordanova, *Sexual visions. Images of gender in science and medicine between the eighteenth and twentieth century*, New York u.a.: Harvester Wheatsheaf 1989.

Jordanova, Senior Lecturer für Geschichte an der University of Essex, begreift *body* und *sexuality* ebenfalls als Repräsentationssysteme und unterstellt sie dem Einfluß der medizinischen und biologischen Wissenschaften ab dem 18. Jahrhundert. In Anlehnung an die Diskussionen in der neuen *history of science*³ mißt Jordanova jedoch nicht nur den Aussagen der Bio-Wissenschaften, sondern insbesondere der Entwicklung ihrer symbolischen Systeme große Bedeutung für die Wissensschöpfung über die Geschlechter zu.

Eine (auch geschlechtergeschichtlich orientierte) Wissens- und Wissenschaftsgeschichte müsse nach der Autorin folgende Gesichtspunkte berücksichtigen: „First, these disciplines have a deeper kinship with those in the humanities, like literary criticism, than is often recognized. Second, they must acknowledge the importance of textual analysis, because scientific and medical ideas cannot be separated from the language in which they are expressed. Third, these methods must be extended to images, for they too play a central part in scientific thinking, as the medium of theories, as heuristic devices, as speculative forms, as hypotheses and as sources of pleasure.“ (S. 6)

Anders als Laqueur setzt Jordanova ihr ikonographisches und semiologisches Vorhaben in exemplarischen Studien um. Mit einer Gewichtung auf französische, englische und italienische Quellen konzentriert sie sich dabei auf einige scheinbar weniger bedeutende Randgebiete des Wissens über die Geschlechter und auf die Präsentationsformen dieses Wissens. Zum einen sind es medizinische Wachspräparate und -modelle, die als typische Form des ‚body image‘ gesehen werden. Vor allem norditalienische Waskünstler fertigten diese Modelle nach anatomischen Skizzen an und belieferten ab dem späten 18. Jahrhundert medizinische Kabinette und öffentliche Schausstellungen in ganz Europa. Ikonographische Vergleiche bringen zutage, daß die Darstellung der weiblichen Anatomie vornehmlich auf die Reproduktionstätigkeit fokussiert war: „The

evocation of an abstract femininity, the route to knowledge as a form of looking deep into the body, and the material reproductive processes associated with women.“ (S. 50)

Anhand von zwei Werken des französischen Historikers Jules Michelet analysiert Jordanova sodann den Einsatz der „Geschlechter-Metapher“ in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts. Mit *L'Amour* (1858) und *La Femme* (1859) habe Michelet ein Analogiesystem von Natur/Biologie und Gesellschaft entwickelt, das für die Mitte des vorigen Jahrhunderts repräsentativ sei: „Organs could be symbols of the state of specific social groups, diseases could stand for centuries, physiological systems could stand for the sexes, and conversely, to speak of either sex evokes their distinctive physiological and pathological profiles.“ (S. 79)

In einem weiteren Kapitel untersucht die Autorin bildliche Darstellungen ver- und enthüllter weiblicher ‚Körper‘ als Metapher für eine sich den Wissenschaften verbergende Natur und als Symbol für die Wissens-Suche der Medizin. Darstellungen von Sezierungen werden dabei besonders hervorgehoben: In H. Hasselhorsts *Sektion der schönen Frankfurterin* (1864) und ähnlichen Bildern würden mehrere Metaphern kulminieren: die Anatomie der Frau – vor allem ihr Unterleib – stehe für die weibliche Wesensart ebenso wie für die ungelösten Rätsel der Natur und die sexuellen Begierden, welche die männliche Respektabilität bedrohen.

Jordanova zeigt, daß nicht nur die

Veränderung der Inhalte von Wissenssystemen über die Geschlechter im Mittelpunkt geschlechtergeschichtlicher Analysen stehen soll, sondern auch der Wandel der jeweils anerkannten Diskursformen der Wissensvermittlung zu berücksichtigen ist. *Sexual Visions* bestätigt außerdem, daß sich die Anthropologien des späten 18. und des 19. Jahrhunderts primär mit der Konstruktion eines spezifischen weiblichen ‚Körpers‘ und seiner ‚Sexualität‘ befaßt haben.

Die Genese dieser „weiblichen Sonderanthropologie“ nachzuzeichnen ist das zentrale Anliegen der Habilitationsschrift der in Bern lehrenden Soziologin Claudia Honegger:

Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib (1750–1850)*, Frankfurt am Main u. New York: Campus Verlag 1991.

Honeggers Hauptthese läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Die Humanwissenschaften hätten mit dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert die Führungsrolle im Diskurs über die Geschlechter übernommen: „An die Stelle der Moraltheologie (und spekulativer Geschlechterphilosophien) schob sich als zentrale kulturelle Definitionsmacht eine durch die ‚harte‘ Wissenschaft der vergleichenden Anatomie legitimierte Moralphysiologie. Damit wurden vor allem die Mediziner zu neuen Priestern der menschlichen Natur, zu Deutungsexperten, die sowohl

für die Orthodoxie wie für den alltäglichen Moralkodex verantwortlich zeichneten.“ (Vorwort)

Auch wenn die Autorin ein Kapitel den offenen weiblichen Lebensentwürfen um 1800 widmet, gilt ihre Aufmerksamkeit vor allem den wissenschaftlichen Diskursen über die Verortung von Frau und Mann in Gesellschaft und Kultur. Im ersten Hauptteil thematisiert Honegger in einigen Fallanalysen die in Bewegung geratenen Deutungsmuster über die Geschlechter im ausgehenden 18. Jahrhundert. Deutsche und französische Philosophen, Pädagogen und Mediziner kommen mit ihren kontroversiellen Abhandlungen über die „Unordnung der Geschlechter“ zu Wort. Besonders jene Passagen sind hier hervorzuheben, in denen Honegger nicht bloß auf zeitgenössische Wissenssysteme rekurriert, sondern die Diskursträger als Vertreter einer sozial labilen bürgerlich-männlichen Intelligenz vorstellt.

Nach Honegger greifen geläufige Formeln zur Erklärung des szientifischen Diskurses über die Geschlechterdifferenz zu kurz: Weder die These von der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben noch die Tatsache, daß die Familie „als Hort der Sinngebung und Gefühlkultur, der Vergemeinschaftung und Reproduktion“ (S. 5) ein zentraler Pfeiler der bürgerlichen Gesellschaft gewesen sei, könnten, so Honegger, die Ausdifferenzierung der Geschlechtercharaktere hinreichend erklären. Im zweiten Hauptstück des Buches zeigt die Autorin, daß die Anthropologien der ersten Hälfte des 19. Jahrhun-

derts durch ihre psycho-physiologische Grundlegung der Eigenarten von Mann und Frau die Geschlechterdifferenzierung nachhaltig vorangetrieben und epistemologisch begründet haben. Ausgehend von Frankreich und den *médecins-philosophes* ab den 1770er Jahren sind es in Deutschland bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem Mediziner und Philosophen, die die „weibliche Sonderanthropologie“ konstruieren. Im Zuge dieses positivistischen Deutungsprozesses wird die „Geschlechtsnatur“ durch den Vergleich der weiblichen Anatomie und des weiblichen „Geschlechtstriebes“ mit der männlichen („menschlichen“) Norm definiert. Ab den 1820er Jahren übernehmen Gynäkologen als neue Spezialisten den totalisierenden Anspruch, die Wahrheit über das Weib zu verkünden.

Honegger hat mit ihrem Buch eine erste umfassende Ordnung in die Diskussion um die Geschlechterdifferenz am Beginn der Moderne gebracht. Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts steht dies für die neuen Leitdisziplinen wie Psychiatrie, Psychologie und Kriminologie oder auch für die Analogie von Geschlechter- und Rassendiskurs noch aus. Auch die Frage nach der Praxistauglichkeit der wissenschaftlichen Deutungen und ihre Einschreibung in die weibliche und männliche Selbst- und Fremderfahrung wird man weiter verfolgen müssen. Mit Edward Shorters jüngster Veröffentlichung liegt ein erster Versuch in diese Richtung vor:

Edward Shorter: From paralysis to fatigue. A history of psychosomatic illness in the modern era. New York: Free Press 1992.

Shorter, Professor für Medizingeschichte an der Universität Toronto, hat mit seinen Publikationen zur Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte wiederholt äußerst kontroverse, über den engeren Rahmen der Geschichtswissenschaften hinausreichende Diskussionen ausgelöst.⁴ Mit seinem jüngsten Werk legt er neuen Zündstoff vor: Ausgehend von der Frage, warum sich psychosomatische Symptome während der letzten zwei Jahrhunderte verschoben bzw. verändert haben, kreist Shorters Analyse um folgende These: „The interaction between doctors and patients determines how psychosomatic symptoms change over the years.“ (S. XI) Mit der zunehmenden Professionalisierung der Ärzteschaft und der empirisch-wissenschaftlichen Fundierung des medizinischen Wissens seit dem späten 18. Jahrhundert sei die traditionelle Volksmedizin und ihre Interpretation der Körpersensationen durch neue „symptom pools“ ersetzt worden.

Vier Gruppen von Körperattraktionen durchziehen die Untersuchung: sensorische und motorische Symptome, solche des autonomen Nervensystems und psychogene Schmerzen. Shorters Quellenmaterial reicht von wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen medizinischen Schriften über Sammlungen von Krankengeschichten bis hin zu autobiographischen Texten von Patienten und Patientinnen. Im Vergleich mittel-

und westeuropäischer sowie amerikanischer Quellen verfolgt der Autor Zeitverschiebungen im Auftreten verschiedener Symptome, Diagnosen und Therapien.

„Somatisierungen“ wurden bis weit in unser Jahrhundert hinein von Männern konstruiert und primär bei Frauen als organische Krankheiten diagnostiziert. Viele Patientinnen wiederum hätten sich die Interpretationen der Ärzte angeeignet, sie weiterentwickelt und damit ihrerseits die Krankheitsbilder verändert. Sie unterwarfen sich, so Shorter, der Deutungsmacht der Mediziner, aber auch dem zeitgenössischen Frauenbild, das im 19. Jahrhundert durch eine Sentimentalisierung innerhalb der Familie geprägt gewesen sei – hier greift der Autor vor allem auf seine *Geschichte der Familie* zurück.

Mit der „Spinal-Irritation“ (ca. 1820er bis 1870er Jahre) hätte man eine erste, weltweit erfolgreiche psychosomatische Krankheit modernen Typs erfunden: Die Pseudodiagnose führte unterschiedlichste Körpersymptome auf Rückgrats- und Rückenmarkskrankheiten zurück. Suggestive medizinische Untersuchungsmethoden fixierten primär junge Frauen auf ihr „reizbares“ Rückgrat, therapeutische Maßnahmen zwangen sie zu oft jahrelanger Bettruhe und wiederholten Kuraufenthalten. Ab den 1860er Jahren tritt die sogenannte „Reflex-Theorie“, die Symptome via Nervenbahnen mit unterschiedlichen Organen, vor allem aber mit Uterus, Ovarien und Klitoris verbindet, in den Vordergrund. Die (Über-)Reizung dieser Organe würde

sogar die Gehirntätigkeit determinieren. Bis in die 1890er Jahre versuchte man deshalb, psychischen Krankheiten und Auffälligkeiten von Frauen mittels Entfernung der ‚scheinbaren Ursache‘ (Uterus, Ovarien und Klitoris) beizukommen, eine Praktik, die, so Shorter, vielfach erst auf ausdrücklichen Wunsch der ärzte-gläubigen Patientinnen erfolgte.

Hysterische Lähmungen und Anfälle, die Frauenkrankheiten des späten 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, wurden von Psychiatern und ‚modernen‘ Nervenärzten mit einem kranken Zentralnervensystem in Zusammenhang gebracht. Durch die Diagnose „Neurasthenie“ wurden um die Jahrhundertwende auch vermehrt männliche Zielgruppen erfaßt: überarbeitete Geschäftsleute, sensible Studenten und ‚Homosexuelle‘. Zu Beginn unseres Jahrhunderts setzt sich ein neues Paradigma durch: Psychische Ursachen gewinnen für die Mediziner immer größere Bedeutung; die Patienten und Patientinnen beharren jedoch weiterhin auf den somatischen Ursachen ihrer Krankheitssymptome. Gegenwärtig, meint Shorter, würden die Männer und Frauen der westlichen Industriegesellschaften – besonders sensibel gegenüber Körpersensationen – schon bei geringfügigen Symptomen ärztliche Hilfe aufsuchen und durch die Massenmedien zu einer permanenten Selbstdiagnose getrieben.

Shorter hat durch die Einbettung medizinischer Theorien, Diagnosen und Therapien in die Professionalisierungsgeschichte der Ärzteschaft und die

Betonung der gesellschaftlichen Ursachen scheinbar somatischer Krankheiten einen wichtigen Beitrag zur Sozialgeschichte des ‚Körpers‘ geleistet. Er bewegt sich dabei sehr geschickt auf dem schmalen Grat zwischen dem Wandel medizinischer Theorien und Diagnosen und ‚realen‘ Körpererlebnissen und Krankheiten. Entgegen seinen früheren Arbeiten hat er den ‚Körper‘ für das Soziale zugänglicher gemacht – ein für die Analyse psychosomatischer Krankheitsbilder wohl notwendiger Schritt.

Einen – allerdings gravierenden – Schwachpunkt weist sein Buch jedoch auf: Die behauptete unbewußte Übernahme der von den Ärzten propagierten „Somatisierungen“ durch die Patientinnen und Patienten wird nicht thematisiert. Hiezu finden sich nur kryptische Ausführungen, wie: „The unconscious, not wishing to make itself ridiculous, brings itself medically up to date.“ (S. 54) oder: „The descent from mind to body is a tricky one.“ (S. 1)

Wenn das Unbewußte als jener Ort angesehen wird, an dem sich die Repräsentationen des Körpers einschreiben und sich in eine veränderte Selbstwahrnehmung umsetzen, dann sollte eine diesbezügliche Theorie des Unbewußten auch die historische Untersuchung anleiten. Sind die Strukturen und Modalitäten des Unbewußten einem historischen Wandel unterworfen? Unterliegt es geschlechter-, klassen- oder schichtspezifischen Determinationen? Diese und ähnliche Fragen sollten auch im Mittelpunkt einer zukünftigen Körper- und Sexualitätsgeschichte⁵ ste-

hen. Über die soziale Konstruktion von ‚Körper‘ und ‚Sexualität‘ hinaus, wird man sich dann wieder verstärkt mit dem Wandel der Leiberfahrungen und Leibgefühle beschäftigen können.

Anmerkungen:

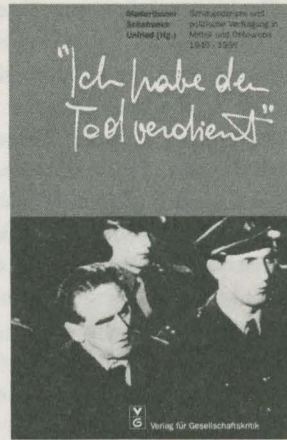
1 Mit Barbara Dudens Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987, liegt auch für den deutschen Sprachraum eine Abhandlung vor, die sich wider die Ungeschichtlichkeit des Leibesinneren wendet und auf die für die Gegenwart gänzlich fremde Körperwahrnehmung des 18. Jahrhunderts verweist. (Siehe dazu auch das Interview mit Barbara Duden in ÖZG 3 (1992), 355 ff.)

2 Ute Frevert, So frei wie das Spiel der Gedanken, in: Die Zeit vom 8. Mai 1992, 14.

3 Für einen Überblick über die Theoriediskussion zur neuen *history of science* siehe die letzten Jahrgänge der Zeitschrift ISIS.

4 Vgl. die Debatte Shorter–Lee–Mitterauer über eine „sexuelle Revolution“ in ländlichen Regionen West- und Mitteleuropas im 19. Jahrhundert, zusammengefaßt etwa in: Michael Mitterauer, Familienformen und Illegitimität in ländlichen Gebieten Österreichs, in: Archiv für Sozialgeschichte (1979), 123–188; heftige Reaktionen hat auch seine Interpretation der Körpergeschichte ‚der Frau‘ hervorgerufen. Edward Shorter, Der weibliche Körper als Schicksal. Zur Sozialgeschichte der Frau, München 1984.

5 Hierzu ausführlich: Franz X. Eder, Sexualunterdrückung oder Sexualisierung? Zu den theoretischen Ansätzen der Sexualitätsgeschichte, erscheint demnächst in: Karl Vocelka u. a., Hg., Privatisierung der Triebe, Wien 1993.

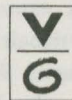


Wolfgang Maderthaner / Hans Schafranek / Berthold Unfried (Hg.)
„Ich habe den Tod verdient“

Schauprozesse und politische Verfolgung in Mittel- und Osteuropa 1945 - 1956
240 Seiten, ös 248,-

Die Schauprozesse und die damit zusammenhängenden Verbrechen waren ein wesentliches Element der Konsolidierung stalinistischer Herrschaft in Mittel- und Osteuropa. Die osteuropäische Repressionswelle nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Durchsetzung der totalen Herrschaftssicherung über die Satellitenstaaten zum Ziel.

Zentrales Thema dieses Bandes ist die Analyse der inneren Logik, der sozialen Basis und der politischen Strukturen der stalinistischen Macht- und Terrorapparate in ausgewählten Ländern Ost- und Mitteleuropas.



Verlag für Gesellschaftskritik
A-1070 Wien, Kaiserstraße 91. Tel: 0222/526 35 82